

Kleines Feuilleton.

Das Laster in Berlin. Im „Tag“ entwirft ein Mitarbeiter, der sich „D. J.“ unterzeichnet, folgendes Sittenbild, das um so bemerkenswerter ist, als es in einem Berliner Blatte erscheint: Ich bin schon ziemlich viel in der Welt herumgekommen, habe viele Großstädte besucht und ihr Leben bei Tag und Nacht pulsieren gesehen, keine aber habe ich kennen gelernt, in der sich das Laster so breit macht wie in Berlin, selbst nicht in Ländern, wo das Blut heißer durch die Adern fließt, wo man dem Temperament eine mehr oder weniger erklärende und entschuldigende Rolle zusprechen könnte. In Berlin überwuchert das Dimentum fast alles. Es setzt ein, wenn die Dirnen ihren Raub ausgeübt haben und auf neuen Raub ausgehen, sagen wir gegen Mittag, von da dauert es bis in die späte Nacht, bis in den frühen Morgen hinein, kaum eine Straße ist frei davon, kaum ein Restaurant. Natürlich konzentriert es sich da, wo das Geschäftsleben am meisten konzentriert ist. Unendlich oft habe ich mir das Treiben angesehen und mir gesagt: Es ist ein Wunder, daß Uebergriffe seitens der Herren der Schöpfung nicht öfters vorkommen, als es der Fall ist, und daß unter solcher Masse von Käuflichkeit sich noch anständige Damen allein bewegen können. Und ferner die Rekrutierung der Rebaille! Gewiß gibt es eine Menge von Dirnen, die sich in den Grenzen des Anstandes halten, aber wie oft wird andererseits der anständige Mann, der in Begleitung von Damen geht, von Dirnen angerepelt, mit frechen Blicken und Jurken bedacht oder sogar angesprochen, und wie ist dies erst, wenn er allein durch die Straßen wandelt, sofern er nur einigermaßen zahlungsfähig aussieht!

Voran die Tiere in den Zoologischen Gärten. In der Wildnis gehen die Beherrschten des Urwaldes und der Wüste im rühmlichen Kampfe ums Dasein zugrunde; unrühmlicher ist ihr Tod, wenn die sonst so Gefürchteten in die Gefangenschaft der Zoologischen Gärten geraten. Der Todesurachen gibt es dort viele. Im Leipziger Zoologischen Garten mußte ein Bär verenden, weil er einen Stroh verschlungen hatte, und eine braune Hyäne, die gierig nach einem von böswilliger Hand ihr zugeworfenen, mit Bindfaden umwickelten Frühstückspapier schnappte, mochte, mit diesem merkwürdigen „Leitfaden“ im Körper, gleichfalls ab und ging ein. Eine andere Hyäne hatte den Rest einer Pferdebede heruntergewürgt und verendete daran. Ähnlich erging es einer riesigen Python Schlange, die ihren Appetit gleichfalls auf eine Wollbede richtete, und die nun mit ihrem Leben diese Feinschmiederei bezahlen mußte. Sehr oft werden in den zoologischen Gärten die Tiere durch Furcht und Angst in den Tod getrieben. So erschrak ein Stachelschwein vor einem knappenden Ast darauf, daß er sich am nächsten Baum seines Geheges sofort den Kopf einrannte. Feindschaft und Neid spielen eine große Rolle. Man warf einem Bären eine Brotkrume in den Jünger. Sein zottiger Kompanion von der Firma Ursus hatte nichts Eiligeres zu tun, als seine Wut an dem Koffgenossen auszulassen und ihn mit einem Biß zu töten. Den Kopf nach unten, versuchte ein Leopard mit seinen Krallen den schweren Gitterstieber des Käfigs emporzuheben. Sein Nachbar, ein grimmiger Löwe, ließ ihn erst ruhig gewähren, bis ihm die Sache zu bunt wurde, und er den schlingelsteden Nachbar einfach zu sich herüberzog und ihm den Garaus machte. Ein Elefant, der schon Damentrobade, ja sogar einmal einen Handkorb mit Semmeln ohne Schaden verpeißt hatte, mußte eines kläglichen Todes sterben, als er, wer weiß auf welche Art, einen heute noch unbekannten Fremdkörper verschluckt hatte. Ein riesiger amerikanischer Wüfel, der noch Jahrzehnte hätte leben können, ging plötzlich ein; mit dem Heu hatte er einen Zimmermannsnagel gefräßt.

Ueber eine Milliarde Briefmarken besitzen Wertes sind zum ersten Male im Jahre 1904 von der Reichspost seit ihrem Bestehen in einem Jahre abgelegt worden. Bis zum Jahre 1901 war das am meisten gebrauchte Wertzeichen die Zehn-Pfennigmarke. Seit 1902 ist an deren Stelle die Briefmarke zu fünf Pfennig getreten, die nicht nur im Ortsbriefverkehr, sondern auch für Ansichtskarten mehr und mehr gebraucht wird. Ihre Verwendung ist von Jahr zu Jahr weiter gestiegen und hat im letzten Jahre 1 083 052 532 erreicht. An Zehn-Pfennigmarken, die seit 1902 an zweiter Stelle stehen, wurden 935 Millionen abgelegt. An dritter Stelle kommt die Briefmarke zu 3 Pfennig mit 476 Millionen, an vierter die Zweipfennigmarke mit 268, dann die zu 20 Pfennig mit 179 1/2, Fünfpfennigmarken wurden 89 Millionen, solche zu 25 Pfennig 61, zu 30 Pfennig 46, zu 40 Pfennig 21 1/2 Millionen verbraucht. Auch Briefmarken zu 80 Pfennig braucht man nahezu 6 Millionen Stück. Selbst die höheren Werte bürgern sich mehr und mehr ein. So wurden von der Marke zu 1 Mark im Jahre 1900 noch nicht 4 Millionen, 1904 dagegen schon über 7 1/2 Millionen Stück gebraucht. Selbst Zwei-Markmarken wurden 1 116 009 verlangt. Auch der Verkauf von Briefmarken zu 3 Mark ist weiter auf 208 837 und der zu 5 Mark auf 91 593 gestiegen. Von den „Gangstücken“ behauptet die erste Stelle die Fünfpfennigmarke mit 315 Millionen einschließlich der Antwortkarten. Selbst Zweipfennigmarken wurden nur 137 Millionen einschließlich der Antwortkarten verlangt. Der Absatz der Wertpostarten geht dauernd zurück. Er beträgt nicht ganz mehr 5 1/2 Millionen einschließlich Antwort. Der Grund liegt ohne Zweifel in der Verbreitung der Ansichtskarte. Die Gesamtzahl der von der deutschen Reichspost abgelegten Wertzeichen betrug 1904 3 024 1/2 Millionen überdritten. Der Erlös dafür beträgt über 325 1/2 Millionen Mark.

Eine verhehlte Exekution. Das Gericht in Cardiff hatte sich mit einem höchst merkwürdigen Fall zu beschäftigen. Vor einiger Zeit wurde auf dem Gleis der East Vale Eisenbahn von dem Bahnwärter ein Mann gefunden, dem beide Beine unterhalb der Knie durch einen Zug abgeschnitten worden waren. Der Verunglückte war damit beschäftigt, vermittelst dreier Taschentücher den Bluterguss aus den Beinen zu stillen. Vor einigen Tagen begannen vor dem Gericht in Cardiff Verhandlungen, die dadurch herbeigeführt worden waren, daß May, so heißt der Verunglückte, eine Schadenersatzklage gegen die Eisenbahngesellschaft angestrengt hatte. Er behauptete, daß er durch ein plötzliches Schwanken des Zuges aus dem Abteil 2. Klasse in den ersten Zug gefallen sei, auf das Gleis geschleudert und durch einen anderen Zug verunfallt worden sei. Die Gerichtsverhandlungen nahmen einen merkwürdigen Verlauf. Die Eisenbahngesellschaft behauptete, daß der Verunglückte sich absichtlich die Beine habe abfahren lassen, um auf diese Weise zu Geld zu kommen, und diese Behauptung wurde nach mehrmaligen Verhandlungen von dem Gericht als richtig anerkannt. May wurde mit seiner Klage abgewiesen. Es stellte sich heraus, daß er nicht

nur eine Unfallversicherung eingegangen war, sondern außerdem Coupons mehrerer Zeitungen bei sich trug, die dem Inhaber im Falle des Verlustes zweier Gliedmaßen durch Verunglückung auf der Eisenbahn je 500 Pf. Sterling zusicherten. Es sprach auch gegen ihn, daß er bei dem Unfall drei reine Taschentücher bei sich trug und daß er nicht einen einzigen Beugen fand, der das Schwanken des Zuges bezeugt hätte. Am meisten fiel jedoch gegen May ins Gewicht, daß er unvorsichtig genug war, einige Tage vor dem Unfälle in seinem Wohnort zu ergründen, er habe geträumt, daß er einen Unfall auf der Eisenbahn haben und dabei schwere Verletzungen an den Beinen erleiden werde.

Ein merkwürdiger Hochzeitsabend. Aus Paris wird berichtet: Ein Herr Durand hatte sich sterblich in eine junge Dame verliebt, so daß er ihr seine Liebe in feurigen Worten gestand. Sie gewährte seine Bitte, ihm zum Altar zu folgen und am vorigen Sonntag fand die Trauung statt, der sich ein äppiges Hochzeitsmahl mit dem üblichen Tänzen angeschlossen. Ueberraschend führte Herr Durand seine junge Frau in die hübsche zierliche Wohnung, die er eingerichtet hatte. Kaum aber hatte die Braut begonnen, ihren weißen Schurz abzulegen, als sie plötzlich weither wie Murten und Brautschleier wurde und mit einem leisen Schrei ohnmächtig umfiel. Herr Durand wurde von furchtlichem Schreck erfasst und stürzte sofort zum Arzt; erst nach einer Stunde gelang es ihm endlich, einen zu Hause zu treffen. Es war ja Sonntag abend! Beide stürzten nun zu Herrn Durands Wohnung. Myrientrang, Brautschleier und Kleid waren noch da, verschwunden dagegen waren die Braut und 10 000 Franken aus dem Sekretär.

Das „jüngste Russland“. Damit auch der Humor in den düsteren Ereignissen der russischen Tragödie zu seinem Recht

komme, hat der Dämon der Revolution die Schülerstreiks geschaffen. Ein Blick auf die von ihnen aufgestellten Forderungen läßt keinen Zweifel darüber aufkommen. Daß die Aufhebung des Rauchverbots für alle Klassen im Vordergrund steht, wird, so meint die Wiener „Zeit“, teilnehmendes Verständnis im Herzen aller derer finden, die sich noch ihrer ersten Rauchtünden erinnern; ferner beantragen die jungen Revolutionäre, ihnen bei den Versetzungskonferenzen und zur Entfernung mißliebiger Lehrer Sitz und Stimme zu verleihen! Von seltener politischer Fröhlichkeit zeugt die Forderung der Ribauer Quoranten und Sextaner nach schneller Einführung der Biville. Und endlich wirft es ein Licht auf die ritterliche Gesinnung des „jüngsten Russland“, daß die Mütter Gymnasialisten ihren in zarter, echt weiblicher Schüchternheit den persönlichen Kampf schenken den Kolleginnen vom Mädchenlyzeum zu Liebe in den Streik eintreten mit der Forderung, daß vor allem die gestrenge Leiterin des betreffenden (natürlich russischen) Tochterinstituts vom Amte entfernt werde.

Tel. **Conrad H. Schiffer**, 893.
3046 Hofphotograph, jetzt Taunusstr. 24.

Neue Uhren!
Silberne und goldene Damen- und Herrenuhren — Gelegenheitskäufe — verkaufe, um zu räumen, zu jedem annehmbaren Preis.
Meyer Sulzberger, Adelheidstr. 6, part.

Gegründet 1872. Eigene Werkstätten. Telephon 3197.

Grosse Weihnachts-Ausstellung

in 14 Schaufenstern,

VON **B. Schmitt, Möbel- und Innendekoration,**
nur Friedrichstrasse 34, Durchgang nach dem Luisenplatz.

Grösste Auslage am Platze und Umgegend in dieser Branche.

Musterzimmer. Fahrstuhl.

Neuheiten in Kleumöbeln,

zu Weihnachtsgeschenken geeignet, in hervorragender Auswahl eingetroffen.

Club- und andere Fauteuils.
in allen Ledersorten und sonstigen Bezügen.
Rauch-, Spiel- und Theetische,
Theewagen, Vitrinen, Satzische,
Servier-, Bauern- und Fantasietische,
Büsten- und Palmständer. Säulen etc.

Damen- und Herren-Schreibtische,
Bücherschränke und Truhen, Buffets,
Ottomanen und Decken in allen Preislagen,
Flurgarderoben, Frisier Toiletten,
Drehetagen, Staffeleien, Paravents,
Hausapotheken, Cigarren- u. Liqueurschränke.

Gardinen, Dekorationen, Teppiche. — Muster-Ausstellung moderner Bureau Möbel.

Alleinvertretung der Firma **Finkenrath Söhne, Barmen.**
Specialität: **Selbstöffner in Bureau Möbeln.**
Konkurrenzlos in Form, Gediegenheit und Preislage. Vollständig staubdicht.
Man verlange Kataloge.

Aufträge für Anfertigungen möglichst frühzeitig erbeten.

Jahrgarige Garantie. 0000 Prima Referenzen.

Götterfunken,

lieblicher, erfrischender,
anhaltender und neuester Modeduft.

Extrait	Götterfunken	Flasche Mk. 3.00 5.50 10.00
Toilette-Soife	Götterfunken	Stück Mk. 1.50, Cart. Mk. 4.00
Toilette-Wasser	Götterfunken	Flasche Mk. 3.50 Ltr. Mk. 18.00
Zimmer-Parfüm	Götterfunken	Flasche Mk. 2.25, Ltr. Mk. 11.00
Puder	Götterfunken	weiß, rosa, gelb, Schachtel Mk. 2.00
Sachet	Götterfunken	Stück Mk. 1.25, 3 Stück Mk. 3.25

Dr. M. Albersheim
Fabrik feiner Parfümerien,

Lager amerikanischer, deutscher, englischer und französischer Spezialitäten
sowie sämtlicher Toilette-Artikel. — Magazin für Celluloid, Ebenholz,
Elfenbein- und Schildpatt-Waren, sowie alle Toilette-Artikel in echt englischem Silber. 3477

Wiesbaden, Wilhelmstrasse 30.
Fernsprecher 3007.
Versand gegen Nachnahme.

Frankfurt a. Main,
Kaiserstrasse No. 1.
Illustr. Katalog kostenlos.

Trauringe.
Goldwaren u. Uhren
Reparaturwerkstätte



Heinrich Hertzner,
Schwalbacherstr. 33. 183

Anzündholz,
gespalten, à Str. 2.20 Mt.

Brennholz
à Str. 1.30 Mt. 7536
liefern frei ins Haus

Gebr. Neugebauer,
Dampf-Schneiderei,
Schwalbacherstr. 22. Tel. 411.

Höchste Zeit
zum Anstreichen von
Blumenwiebeln.
Wir verkaufen den Rest unseres
Lagers in Rosenzinken, Tulpen,
Trenen etc. und Gläsern zu jedem
annehmbaren Preis aus. 3708

Scheibe & Co.,
Friedrichstraße 46.



* Tägliche Unterhaltungsheilage des „Wiesbadener General-Anzeiger“. *

Nr. 299;

Freitag, den 22. Dezember 1905.

20. Jahrgang

Erkämpftes Glück.

Roman von E. von Blankensee,

(Nachdruck verboten.)

Fortsetzung.

„Kann ich gehen?“
„Jawohl!“ John Smiles geleitete den Bankier, der als ein dreifacher Millionär in ganz Frankfurt dem Namen nach bekannt war, in das Bureau, verabschiedete sich dort und überließ die Regelung der Geldangelegenheiten seinen Angestellten. Dann kehrte er wieder in sein Privatzimmer zurück. Dort erledigte er mit gleicher Ruhe seine Arbeit. Dann aber lehnte er sich in den Lehnstuhl zurück. Ein sonderbarer Auftrag war es. Er dachte an Martin! Wie dieser seine Tochter verkaufte. Ob diese eine Zuneigung oder Liebe zu diesem höchst zweifelhaften Ehemann Theo von Stauffen hatte? Sicherlich nicht. Daran hatte Martin auch nie gedacht. Für ihn hieß Glück — einen Namen haben. Wenn seine Tochter eine „von Stauffen“ würde, das hieß er wohl — ihr Glück. Und Smiles hatte die Ueberzeugung, Martin würde seine Tochter mit diesem „alten Adel“ vereinen und sollte die Anstalt eine noch so ungünstige werden. Er kannte den Beglückten. Er sah vor sich die hagere, verlebte Gestalt mit dem gelblichen Gesichte den Monofel im Auge! Der Adel hatte die Zukunft in jedem Selbststaate. War es doch in Amerika nicht anders. Die Millionäre der neuen Welt suchten die Adels der alten Welt. Was würde er neues erfahren, wenn er diesen Theo von Stauffen überwachte? Trinkgelage! Heimliche Spielhöllen! Orgien! Wie oft schon hatte er dieses gesehen. Ein Ekel vor diesem Schmutz packte ihn. Und ein unwillkürliches Mitleid mit dem Mädchen, das an diesen Mann gefettet werden sollte, ergriff ihn. Ahnungslos war diese Tochter des Bankiers. Und ihre Zukunft sollte an der Seite eines solchen Gatten verpestet werden? Diesen Gedanken gab sich Smiles hin. Er war ein Träumer. Stundenlang konnte er seinen eigenen Gedanken nachgrübeln, ohne müde zu werden. Dann aber, wenn es zu arbeiten galt, dann war er ebenso unermüdlich. Das war sein Vorteil, daß er grübelnd alle Geheimnisse zu lösen suchte. Für alles hatte er Interesse. Und sein Interesse ließ ihn nie ruhen ehe er nicht eine Lösung oder eine Befriedigung seines Interesses gefunden hatte.

Wieder trat sein Schreiber ein und überreichte ihm eine Visitenkarte: „Diese Dame wünscht Sie zu sprechen.“

Die Karte war lang und schmal, zierlicher Eisenblekarton. Darauf stand der Name: „Kläre Martin“.

Sonderbar! Eben waren seine Gedanken bei ihr, die er gar nicht kannte. Was wollte sie? Wußte sie, daß er von ihr mehr wußte, als sie wohl ahnen mochte?

„Lassen Sie die Dame eintreten!“ Seine Stimme klang so ruhig, als hätte er nicht im geringsten ein Interesse daran; und doch fühlte er eine innerliche Unruhe, wie er es jedesmal verspürte, so oft eine Sache von außergewöhnlichem Interesse für ihn war.

Kläre Martin trat ein.

Sie war eine üppige, interessante Erscheinung, die Tochter ihres Vaters. Derselbe Mund, etwas aufgeworfene, blühende

Lippen, hinter denen weiße Zähne blühten. Die schwarzen Augen verrieten große Leidenschaft und ein zehrendes Feuer. Das schwarze, glänzende Haar war geschmackvoll frisiert, die rosigen Ohrfläppchen guckten wie verschämt aus der üppigen Fülle des Haars. Das ganz anliegende Kleid ließ ihre ebenmäßigen Körperformen in vollem Reize und Schönheit erscheinen. Trotz dieser ausgeprägten Reife war das Gesicht von jugendlicher Frische und mochte für kaum älter als neunzehn Jahre sein.

Mit einer einladenden Handbewegung forderte sie Smiles zum Gehen auf. Aber sie blieb stehen und begann ohne eine weitere Einladung mit aufgeregter Stimme:

„Mein Herr, man hat Sie mir empfohlen. Ich wünsche, daß Sie das Vertrauen rechtfertigen, das ich zu Ihnen habe. Sie müssen mir helfen. Ich will gern alles zahlen!“

Die letzten Worte verrieten wieder die Tochter des Vaters. Das waren Smiles Gedanken.

Kläre Martin aber erzählte wieder weiter in einem schier endlosen Wortschwall: „Ich kann ja nie. Das ist doch unmöglich. Und wenn es Papa noch so sehr verlangt, so werde ich es mit allen Mitteln eben zu hintertreiben wissen. Und Sie, mein Herr, müssen mir behilflich sein, denn Sie können über alles leicht Aufschluß erhalten. Sie brauchen nur Ihre Kostenrechnung zu stellen; so werde ich gewiß anstandslos jeden Betrag bezahlen. Ich bin nämlich die Tochter des Bankiers Martin!“

Lächelnd hatte ihr Smiles zugehört. Dann unterbrach er sie, wobei er sie mit seinen grauen Augen durchdringend ansah. „Daran zweifle ich nicht, mein liebes Fräulein! Aber ich muß doch vorerst wissen, was ich tun soll!“

Eine jähe Röte färbte das hübsche Gesicht.

Sie ist eine ungewöhnliche Schönheit, dachte Smiles, der sich sehr wohl denken konnte, was diese zu ihm geführt hatte.

„Ach, Sie entschuldigen!“

„Gewiß!“

Eigentlich wäre es schade, wenn er diese bekommen würde, waren hierbei seine Gedanken.

„Mein Papa hat nämlich bestimmt“, begann sie wieder, „ich solle einen Herrn von Stauffen heiraten. Er ist von altem Adel, aber ich hasse ihn. Ich mag ihn nicht. Was soll ich da machen? Ich weiß, er zieht mit allen Frauenzimmern herum, hat furchtbare Schulden, ist so häßlich! Nein, ich mag ihn nicht. Aber Papa will es. Er verlangt es. Nun darf ich nicht widersprechen! Ich darf nicht. Aber ich mag auch diesen schrecklichen Menschen nicht, denn er ist so...“

Sie schien es plötzlich zu fühlen, daß die Blicke Smiles fester auf sie hinfelen, als es sonst seine Gewohnheit sein mochte, und hielt in ihrer Erzählung inne. Ihre Blicke kreuzten sich nun mit denen des Detektivs und ein sonderbares, ihr unerklärliches Gefühl zwang sie, die Augen niederzuschlagen. Gleichzeitig aber konnte sie noch wahrnehmen, wie auch Smiles seine Blicke zu Boden senkte. Nun war alle Entschlossenheit von ihr gewichen. Ihre Wangen waren überflogen von einem roten

„Dach und ihre Stimme bebte innerlich, als sie nun sagte: „Aber ich weiß nicht, ob Sie etwas tun können! Es ist ja so schrecklich.“

„Beruhigen Sie sich, mein Fräulein. Ich werde alles versuchen, was in Ihrem Interesse geschehen kann.“ Seine Stimme klang ruhig. Er besaß vollständige Selbstbeherrschung.

„Wird es einen Erfolg haben? Ich darf ja nicht gegen Papas Willen handeln. Und wenn es Papa trotz allem verlangt? Was soll dann geschehen?“

„Vertrauen Sie mir! Das ist alles, was ich vorerst von Ihnen verlangen muß. Vertrauen in jeder Hinsicht. Wie ich die Sache beginne und wie ich alles zu Ende führe, das weiß ich jetzt selbst noch nicht.“

„Glauben Sie...?“

Ein Blick aus ihren Augen verriet ihm, was sie bewegte und welche Frage ihr am meisten am Herzen lag.

„Ich glaube, Ihnen die zuverlässigste Hoffnung machen zu können!“

„Ich danke Ihnen, mein Herr!“

„Es ist nur meine Pflicht!“

„Ich verstehe es. Was muß ich bezahlen?“

Jetzt stieg auch in seinem Gesichte eine jähe Röte auf. Es war dies vielleicht zum ersten Mal, daß er sich betroffen fühlte. Daß seine Worte so mißverstanden wurden, das war ihm wie ein momentaner Schmerz, der ihm das Blut zu Kopfe trieb.

„Sie haben mich falsch verstanden, mein Fräulein! Ich glaube, mein Benehmen war kein solches, das die Geldbörsen aus der Tasche zieht. Wenn ich eine Angelegenheit übernehme, dann fühle ich mich gewissermaßen als der Freund des Hilfesuchenden. So denke ich, habe ich auch zu Ihnen gesprochen!“

Kläre Martin ward verlegen: „Ich wollte Sie wirklich nicht beleidigen. Aber Sie müssen doch auch verdienen.“

„Erst die Arbeit, dann der Lohn. Wenn ich etwas erreicht habe, dann werde ich mit meiner Rechnung nicht zurückhalten!“

„Was habe ich bis dahin zu tun?“

„Vorerst nichts. Sollte es aber einmal notwendig sein, dann mir in allen Anordnungen unbedingte Folge leisten.“

„Ich danke Ihnen! Welchen Rat aber geben Sie mir zu meinem weiteren Verhalten gegen Papa und diesen Herrn von Stauffen?“

„Seien Sie so unbefangen wie möglich. Ihr Verhalten muß ein derartiges sein, als seien Sie nie hier in meinem Bureau gewesen.“

„Ich verstehe Sie und werde mich darnach richten. Aber jetzt nur eine Frage noch: Es darf Sie aber nicht beleidigen. Man sagte mir, man müsse etwas anbezahlen! Wie viel?“

Er lächelte: „Nichts! Da hat man Sie falsch unterrichtet.“

Ich denke, ein Fräulein Kläre Martin wird auch für die Zukunft gutstehen, wenn ich später, sobald ich meine Aufgabe zur Zufriedenheit erledigt habe, meine Rechnung vorlege.“ Warum er von ihr nichts verlangte, war sicherlich seinem persönlichen Empfinden, seiner aufwallenden Zuneigung mehr zuzuschreiben, als dem von ihrem Vater bereits eingezahlten Voranschuß von dreihundert Mark. Es war dies eine sonderbare Aufgabe, die von zwei Seiten in gleicher Form an ihn gestellt wurde, die aber auf verschiedene Ergebnisse Hoffnungen erweckte und von zwei Seiten Bezahlung fand. So unparteiisch und objektiv Smiles auch sonst in Ausübung seines Berufes dachte, in dieser Aufgabe hatte er nur die Interessen des einen Teils vor Augen, während die des anderen nebenhin Erledigung und auch die Bezahlung für beide Teile finden sollte. Der begünstigte Teil war aber Kläre Martin.

Sie dankte ihm noch wiederholt für sein Entgegenkommen und verabschiedete sich. Und John Smiles drückte hierbei ihre Hand so fest und so eigentümlich, daß Kläre Martin bei diesem Druck errötete und mit verwirrtem Grusse sein Arbeitszimmer verließ. John Smiles aber träumte weiter! Er baute in immer kühneren Plänen seine Aufgabe aus; das letzte Ziel aber war — — doch, das war ja Vermessenheit. Er stellte sich so recht das Bild des alten Martin vor Augen, dessen Starrsinn und unbegleiteten Willen, daneben aber seine Tochter, die vor seinem Willen zitterte. Ja, das war Vermessenheit! — — Wenn er es aber dennoch fertig brächte? Wenn es ihm gelingen könnte, diesen begünstigten Theo von Stauffen unschädlich zu machen, wenn dann er an der Seite Kläres als Bräutigam zur Trauung fahren könnte. — — Und er beugte sich über seine Arbeit, um in der Arbeit aussichtslose Träumereien zu vergetten.

2. Kapitel.

Die Centrale des Frankfurter Lebens ist in den späten Nachmittagsstunden die Einmündung der Reil in den Schillerplatz. Hier kreuzen sich die verkehrsreichsten Straßen; vom Bahnhof her die Kaiserstraße und der Rohmarkt, vom Opern-

hause her die Goethestraße, dann die Schillerstraße und die vielen Gassen aus der Altstadt. Die Uhren der umliegenden Kirchen verkündete die sechste Stunde. Da begann das Leben.

Bureauauflauf!

Kommis, Beamte, Schreiber, Kontoristinnen, eine Haiz von vorwärts drängenden und schiebenden Passanten. Aus allen Richtungen strömte die Menschenflut. Vor dem alten Wachgebäude, ein Stück Altertum umgeben von dem gewaltigen Haite, marschiert die Wache auf. Zwischen dem Plätseln der elektrischen Wagen, zwischen dem Läuten und Lärmen tönen die Kommandos. Auf der gegenüber gelegenen Tramhaltestelle scharen sich die Fahrgäste, ein Wagen nach dem andern trägt einen Teil dieses Menschenstroms mit sich, aber immer wieder folgen neue Scharen nach. Aus dem nahen Hauptpostgebäude kommen in Trupps die blauuniformierten Postboten mit den weißen Zwillingshosen, die sich von hier aus nach allen Richtungen verteilen. Und über allem brennt die jengende Sonne, die ihre letzte Glut darüber ausbreitet.

Unentwegt in diesem Strahlentübel, wie ein Fels umbracket von Meeresfluten, so steht in diesem Menschenstrom ruhig und gelassen ein Mann in Mittelgröße, dessen rötlichblonder Vollbart ihm bis auf die Brust niederfällt. Er ist elegant gekleidet und läßt die Menschenmassen mit ruhiger, unbekümmelter Sorglosigkeit an sich vorübergleiten. Nur seine Augen schienen raslos zu suchen. Ein breitkrempiger Hut lag auf seinem intelligenten Kopf mit der stark ausgeprägten Hafennase. Endlich schien der Erwartete zu kommen. Ein Aufleuchten in seinen dunklen Augen hatte es verraten. Dann ging er auf einen hastig ihm entgegeneilenden Herrn zu und reichte diesem die Hand zum Gruße hin: „Endlich kommst Du, John.“

„Ich hatte mich geschäftlich verspätet“, war die Entgegnung John Smiles, denn er war der Erwartete.

Der Zweite aber war sein Freund, der Kunstmaler Hein. Dieser fragte ihn: „Wohin willst Du heute?“

„Wir müssen in's Bauer!“

„Oh!“

„Ist es Dir nicht angenehm?“

„Absolut nicht sympathisch!“

„Aber ich muß, denn ich habe einen besonders wichtigen Auftrag zur Erledigung bekommen.“

„Na ja! Dann gehen wir eben in's Bauer.“

Während dieses kurzen Gesprächs standen sie unschlüssig immer noch am selben Plage, wo sie sich getroffen hatten. John Smiles schlug die Richtung nach dem Café Bauer an der Ecke der Schillerstraße ein und überquerte den Schillerplatz. Hein folgte ihm.

„Was ist das wieder? Du bist doch nur der Sklave Deines Berufs. Was quälst Du Dich ab? Wozu hast Du Deine Angestellten? Die können diese Aufgabe doch selbst erledigen, dann bist Du wenigstens nicht gezwungen, die Dir am wenigsten anlegenden Gesellschaften aufzusuchen.“

„Ach, was verstehst Du!“

„Ich denke doch eine Kleinigkeit. Du quälst Dich Tag und Nacht ab.“

„Ich werde dafür bezahlt. Die Leute kommen alle und sagen: Sie selbst müssen die Angelegenheit erledigen. Es wird alles bezahlt.“

„Menschenkind, bist Du naiv! Du bist so gar nicht Amerikaner. Laß die Sachen nur durch Deine Angestellten besorgen und laß Dich so bezahlen, als hättest Du die Sache selbst erledigt.“

„Das kann ich nicht.“

„Du bist zu gewissenhaft.“

Sie waren jetzt vor dem Café Bauer. Als sie in das untere Lokal traten, fanden sie fast alle Tische besetzt; es zeigten sich hier die charakteristischen Typen der Haute finance, Börsenmenschen, Juden, Kaufleute und auch Angestellte saßen um die runden Marmortische. Die Aristokratie zeigte im öffentlichen Verkehr fast keinen Vertreter; diese leben in dieser Handelsstadt vollständig abgeschlossen für sich.

Es herrscht in keiner anderen deutschen Stadt ein solcher Klassenunterschied wie in Frankfurt. Die Haute finance, die ihre Villen im Osten der Stadt hat, lebt ebenso für sich, wie die Aristokratie. Keinerlei Berührungspunkte sind gegeben. Sind aber wirklich in den vornehmsten Etablissements, wie an Konzerten im Palmengarten, die Vertreter zweier verschiedener Klassen zugegen, so zeigt sich keinerlei Gemeinschaft, keinerlei Entgegenkommen. Jeder betrachtet den anderen als für ihn nicht anwesend. So ist es mit dem Mittelstand in Frankfurt, der mit einer fast peinlichen Gewissenhaftigkeit solche Orte meidet, wo er anders Gesinnte treffen könnte. Dies ist auch die Ursache, daß in Frankfurt selbst in den meist belebten Lokalen wenig Gemütlichkeit herrscht, daß über allem eine geradezu ängstige Stille brütet. So war es auch im

„Gast Bauer“, trotzdem sich hier nur die Vertreter einer Klasse einfanden. Trotz dieser Uebersülle im Lokal war eine merkwürdige Stille und man sah nur die vielen gelesenen Zeitungen. Die Köpfe der Zeitungen verrieten die Art der Besucher: Frankfurter Zeitung, Börsenblatt, Börsenkurier, Finanzherold, Berliner Tageblatt; das waren die meistgelesenen.

(Fortsetzung folgt.)

Denkspruch.

Güter sind uns gegeben, des Lebens Last zu erleichtern;
Nicht das Leben, um uns schwer zu beladen mit Gut.
Glücklich ist, wer genießt und sät; wer stirbt und zurückläßt,
hieß ein reicher und war nur ein unglücklicher Mann.
Herder.



Don Juan.

Novelle von Reinhold Ortman.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Schweigend steigen Förster und Bernharbi nebeneinander die Treppe hinab. Der erstere erwartet vielleicht, daß jener seine Einladung wiederholen werde, und da es nicht geschieht, packt ihn nur um so mächtiger der trostige Ingrimm gegen sein elendes Geschick. Und an der nächsten Straßenecke, wo sich ihre Wege scheiden, hält er den anderen am Ärmel fest.

„Ich habe mir's überlegt, lieber Kollege“, sagt er, und es ärgert ihn, daß er seiner Stimme keinen festeren und fröhlicheren Klang zu geben vermag. „Wenn Ihnen Ihr Anerbieten unterdessen nicht leid geworden ist, so nehme ich's an.“

„Na, das nenn' ich vernünftig gesprochen! — Kommen Sie, ich begleite Sie noch ein Stückchen, damit wir die Sache überlegen können.“

Und Arm in Arm schreiten sie weiter, in eifrigem Flüsterton miteinander redend.

Eine zarte blonde Frauengestalt ist es, die den heimkehrenden Förster an der Wohnungstür empfängt. Ihr feines Gesichtchen ist von beinahe kindlicher Anmut, obwohl sich nicht leugnen läßt, daß es ein wenig bleich und verhärtet aussieht.

„Guten Abend, lieber Ernst!“ flüsterte sie zärtlich, indem sie ihr Köpfchen an seine Schulter schmiegt. „Wie gut ist es, daß Du kommst! — Es mag recht töricht sein, aber gerade heute hatte ich eine so namenlose Sehnsucht, Dich wiederzusehen. Mir war immer, als müßte Dir etwas Schlimmes widerfahren sein.“

Etwas ungeduldig macht sich der junge Gatte aus ihrer liebevollen Umarmung los.

„Das ist in der Tat sehr töricht, liebe Emmy! Was in aller Welt sollte mir denn widerfahren? — Und es geht uns wirklich nicht so gut, daß Du Dich zum Ueberfluß auch noch mit trüben Ahnungen und dergleichen abgeben solltest. — Ist das Abendessen fertig?“

„Sogleich! — Aber möchtest Du Dir nicht erst unser Leichen ansehen? — Sie war während des ganzen Tages so still und klagte über Kopfschmerzen. Vielleicht ist es besser, wenn wir noch vor Einbruch der Nacht nach einem Arzt schiden.“

Ernst Förster muß sich wirklich in einer sehr reizbaren Stimmung befinden, denn es klingt recht unfreundlich, als er entgegnet:

„Sie wird sich den Magen verdorben haben, Emmy! Und wenn wir wegen jeder Kleinigkeit einen Arzt in Anspruch nehmen wollen, so kann ich ja am Ersten mein Gehalt gleich unterkürzt zum Doktor und zum Apotheker tragen.“

Ohne einen Fuß in die Schlafkammer zu setzen, tritt er in die Wohnstube, wo auf sauber gedecktem Tisch traulich und anheimelnd die Lampe brennt. Die Einrichtung des kleinen Gemaches ist nicht gerade elegant zu nennen, aber sie scheint in ihrer schmutzen Behaglichkeit doch immerhin Zeugnis dafür abzulegen, daß das junge Ehepaar einst bessere Tage gesehen hat und nicht immer darauf angewiesen war, hier oben im vierten Stock hart unter dem Dache zu hausen. Und ringsum ist alles so blitzsauber und so zierlich angeordnet, daß man das Walten einer sorgfamen und feinsinnigen Hausfrau in tausend Kleinigkeiten erkennen mag. Aber Ernst Förster hat heute keinen Blick dafür, wie seine Gedanken überhaupt nur auf ein einziges Ziel gerichtet

scheinen. Ungebuldig trommelt er auf den Tisch, bis Emmy das einfache Abendessen aufträgt, und er sieht es nicht, daß ihr blaßes Gesichtchen viel stiller und trauriger ist als vorhin, da sie ihn begrüßte. Hastig nimmt er einige Bissen zu sich; aber es wird ihm augenscheinlich schwer, sie hinunterzubringen und schon nach wenigen Minuten schiebt er seinen Teller zurück.

„Es tut mir leid, daß wir uns heute abend noch einmal trennen müssen“, sagte er, ohne seine Frau anzusehen. „Ich muß gleich wieder fort.“

„Fort? — So spät noch?“ — Erschrecken und schmerzliche Ueberraschung klingen aus ihren Worten.

„Nun ja, ich bin doch wohl kein Gefangener“, fährt Förster beinahe heftig auf, um dann wie in der Erkenntnis einer begangenen Unklugheit, sanfteren Tones fortzufahren: „Und überdies fragt man mich dabei gar nicht nach meinem Willen. Die Arbeiten auf dem Bureau haben sich so angehäuft, daß wir für ihre Erledigung die Nacht zu Hilfe nehmen müssen. Du darfst meine Rückkehr unter keinen Umständen erwarten, denn es ist möglich, daß ich erst lange nach Mitternacht kommen kann.“

Er hat seine junge Frau kaum jemals belogen und wenn ihre Seele nicht voll so innigen Vertrauens wäre, würde es ihr nicht schwer werden, ihm die Unwahrscheinlichkeit seiner Worte vom Gesicht abzulesen. So aber empfindet sie nichts anderes als liebevolles Mitleid für seine harte Pflicht.

„Wie unbillig ist das!“ klagte sie, „hat man bei so täglicher Besoldung wirklich ein Recht, Deine Kräfte dergestalt zu mißbrauchen?“

Es ist sicherlich nicht ihre Absicht gewesen, ihn zu kränken, aber er springt nichtsdestoweniger mit beleidigter Miene auf.

„Vielleicht wäre es liebenswürdiger, Emmy, mir die Kürzlichkeit meiner Besoldung nicht bei jeder Gelegenheit vorzuhalten. Ich habe mich wahrlich rechtschaffen bemüht, eine bessere Stellung zu finden, und nur um Euch vor Entbehrungen zu schützen, habe ich diesen Jammerposten angenommen.“

„Ich weiß es ja, lieber Ernst, und ich denke gewiß nicht daran, Dir einen Vorwurf zu machen. Wollte Gott, ich wäre imstande, einen kleinen Teil der schweren Last von Deinen Schultern zu nehmen!“

Das klingt so aufrichtig und innig, daß er sich doch trotz seiner Ungeduld und seiner üblen Laune unwillkürlich gedrängt fühlt, ihr feines Köpfchen zwischen beide Hände zu nehmen und einen herzlichen Kuß auf ihre Lippen zu drücken.

„Meine gute Emmy! Ich werde Dir's nie vergessen, wie treu und standhaft Du mir in diesen schweren Tagen zur Seite gestanden. Und es wird schon wieder besser werden! Vertraue nur auf meine Kraft!“

Er will sich zum Gehen wenden; aber sie hält ihn noch einmal, wenn auch mit merklichem Zagen zurück.

„Wie leicht könnte es besser werden, Ernst, wenn Du Dich nur entschließen wölstest, meinem Vater ein einziges gutes Wort zu geben. Ihr seid in Unfrieden auseinander gegangen, und doch war es im Grunde nur ein häßliches Mißverständnis, das Euch entzweite. Aber Du hast ihn durch heftige, unerbittliche Worte beleidigt, und er hat ein Recht, zu verlangen, daß Du ihn um Verzeihung bittest. Sei gewiß, Ernst, daß er Dir diese Verzeihung mit Freuden gewähren wird. Er wird Dir die Leitung seines Geschäftes anvertrauen, wie es schon damals seine Absicht war, und alle Deine Sorgen werden mit einem Schlage beseitigt sein.“

Während sie spricht, hat sich seine Miene immer mehr verfinstert, und nun fällt er ihr hart und befehlend in die Rede:

„Genug! Du solltest meine Absicht über diesen Gegenstand nachgerade kennen, Emmy! Dein Vater glaubt, daß ich im Unrecht sei und als gehorsame Tochter bist Du natürlich derselben Meinung. Ich aber halte mich für den Beleidigten und ich würde mich selbst verachten, wenn ich um meines Vortells willen kläglich wie ein winselnder Hund zu Kreuze kriechen wölte. Nein, eher werden wir alle miteinander verhungern, ehe ich aus Deines Vaters Hand nur einen roten Pfennig oder ein Stück Brot annehme! Und das ist mein letztes Wort! — Gute Nacht!“

Vielleicht empfindet er es im Grunde als eine Erleichterung, daß ihm dieser kleine Streit einen so kurzen Abschied ermöglicht. Denn seine Lüge brüht ihm doch auf die Seele, und er ist bitter unzufrieden mit sich selbst, daß es ihm an Mut gemangelt, von vornherein die volle Wahrheit zu sagen.

(Fortsetzung folgt.)



Die Sphinx. Erst in den letzten Jahren hat man den Ursprung der fabelhaften Sphinx näher bestimmt, die durch die Jahrtausende als rätselhaftes Ungenüß Gegenstand von allerlei Sagen und Geschichten sowie von gelehrten Streitereien gewesen ist. Nun hat man, wie eine englische Zeitschrift schreibt, gefunden, daß sie nichts weiter darstellt, als ein Kolossalbild der Harmachis, des Morgengottes, der die Finsternis besiegt und der aufgehenden Sonne das Licht zuwendet. Diese Lösung des Geheimnisses, das die alte Rätselaufgeberin den Gelehrten vorgelegt hatte, ward ermöglicht durch Inschriften, die auf den Wänden eines Tempels gefunden wurden, der unter der Sphinx und um sie herum liegt. Dieser Tempel, der durch einen amerikanischen Gelehrten freigelegt wurde, war der Verehrung des Harmachis geweiht; einige in den Stein gehauene Gemäuer waren die Gräber von Königen und Priestern, die sich diesem Kultus geweiht. 1896 wurde eine Art steinerne Kopfbedeckung gefunden, in die vorn das Bild der heiligen Aspidochelone eingemeißelt war; dieser Stein bedeckte einst wie ein königlicher Helm das Haupt der Sphinx, der ihr mächtiges Aussehen noch imponierender gestaltete, zumal er verguldet war. Die Sphinx ist ein ganz freistehendes und selbstständiges Werk. Rumpf und Kopf sind in großen Zügen aus dem harten Felsen herausgehauen, aber dann wurde noch mit Sandstein mancherlei daran gebaut, um die Linien deutlicher hervorzuhoben und Fehler im Material zu verbergen. Diese an den Felskörper angebaute Teile sind heute für den Beobachter sehr deutlich sichtbar, früher aber waren sie verborgen, denn einst war nach der Meinung der Gelehrten das ganze Bildwerk mit einer Glasur überdeckt. Noch jetzt kann man kleine Stücke dieses glänzenden Ueberzuges finden, die den glasierten Ziegeln ähnlich sind, die man in Gräbern und Ruinen findet. Einige Museen bewahren sogar sehr große Stücke dieser Art auf, die strahlend gefärbt und künstlerisch gezeichnet sind und noch eine Vorstellung davon geben, wie farbenfreudig und prächtig die Sphinx sich dargestellt haben mag, bevor ihr Glanz von den Persern und Mohammedanern zerstört wurde. Heute macht das Bildwerk noch einen bewundernden Eindruck, aber alle Schönheit ist dahin. Die Nase, Lippen und die ganzen Gesichtszüge sind verstümmelt von Vandalen, unter denen die Soldaten Napoleons die schlimmsten gewesen sein sollen, doch die Zerstörung begann schon vor der christlichen Zerkürnung, damals, als Kambyses Ägypten besiegte hatte. Der Ausdruck auf dem Antlitz der berühmten Statue ist ganz leer und undeutlich, obwohl schon so viele schöne Gedächtnisse gemacht worden sind auf die starre Grausamkeit und die teuflisch lauende Ruhe dieses Antlitzes.



Die Macht der Einbildung. Ein merkwürdiger Todesfall, der durch die Macht der Einbildung veranlaßt worden war, wurde unlängst in der englischen Presse viel besprochen. Wie aus Cincinnati berichtet wurde, krank dort ein junges Mädchen, das infolge von Krankheit melancholisch geworden war, wie es glaubte, aus einer Flasche Karbolsäure. Trotzdem ihm sofort ärztliche Hilfe zuteil wurde, starb es; aber die Sektion ergab keine Spuren von Gift, und man fand auch die Flasche mit Karbolsäure völlig unberührt. In Wirklichkeit hatte das Mädchen aus einer Flasche getrunken, deren Inhalt eine vollkommen harmlose Mischung war; aber die Einbildung, daß es Karbolsäure getrunken habe, hatte es getötet. Die Einbildung, Suggestion oder wie man es sonst nennen will, hat schon starke und gesunde Menschen getötet; sie hat Krankheiten verursacht oder beim Einnehmen von Medikamenten Wirkungen erzeugt, die das genaue Gegenteil der sonst beobachteten Wirkungen sind. Ein englischer Arzt stellt aus den Annalen der Medizin eine Anzahl höchst merkwürdiger Fälle dieser Art zusammen. Vor einem Jahr wurde in Douai der Fall eines jungen Artillerierekruten beobachtet, der fest davon überzeugt war, daß er sterben müsse, wenn er bade. Seine Kameraden lachten ihn aus, und um ihm das Törichte seines Wahns zu beweisen, zogen sie ihm die Kleider ab und setzten ihn in ein Bad. Als sie ihn aus dem Wasser nahmen, war er tot; die Sektion ergab keinerlei organische Störung in seinem Körper. Daß die Einbildung eine Krankheit erzeugen kann, die schließlich zum Tode führt, zeigt der folgende Fall. In einem Gefängnis war eine Pockenkrankung vorgekommen. Diese Tatsache gelangte auch zur Kenntnis der Gefangenen. Einer von diesen, ein kräftiger, gesunder Mann, befand sich in einer Zelle, in der, wie er glaubte, ein an Pocken

erkrankter anderer Gefangener gestorben war. Das war aber nicht der Fall, trotzdem meldete er sich nach zwei Tagen als krank, und bald zeigte er alle Symptome der Pocken. Er war überzeugt, daß er sterben müsse, und er starb in der Tat. Die Immunität der Ärzte gegen Infektionskrankheiten erklärt sich zum großen Teil auch daher, daß sie sich niemals eine Krankheit einbilden, und auch die Patienten zerbrechen sich gewöhnlich nicht den Kopf, von welchem Krankheitsfall der Doktor eben kommt, und sie bleiben verschont. Auch junge Mediziner, die in Krankenhäusern arbeiten und von Fieberkranken oder ansteckenden Kranken in die Krankensäle zurückkehren, tragen keine Infektion mit sich, auch wenn sie weiter nichts getan haben, als sich die Hände zu waschen. Ebenso bekannt ist es andererseits, daß Studenten der Medizin in den ersten Semestern oft an der Krankheit leiden, die der Professor in seinen Vorlesungen gerade bespricht oder mit der der Student sich besonders beschäftigt. Auch viele Frauen haben gleich alle Symptome einer Krankheit, sowie eine Freundin erwähnt, daß sie an der betreffenden Krankheit leidet. Ebenso kann die Einbildung die Wirkung von Medikamenten in ihr Gegenteil verkehren. So erzählt der Arzt folgenden Fall aus der Praxis: Eines Tages kam eine einfache Frau zum Arzt, der ihr gegen ihre Schlaflosigkeit Opiumpillen verschrieb, ohne ihr zu sagen, warum er sie verschrieb. Die Frau, die noch nichts von Opium gehört hatte, ließ das Rezept in der Apotheke anfertigen, wo man ihr noch einschärft, daß sie vor dem Schlafengehen zwei Pillen nehmen müsse. Sie kannte aber nur Abführpillen, wie man sie in jeder Drogerie kaufen kann, und da nach ihrer Meinung alle Pillen nur die eine, ihre bekannte Wirkung haben konnten, wirkten die Opiumpillen auch stark in diesem Sinne, verschafften ihr aber keinen Schlaf. Von den vielen Fällen, die noch angeführt werden, sei zum Schluß ein etwas drastischer erwähnt. Ein Arzt gab hundert verschiedenen Personen gefärbtes Wasser. Als der letzte „die Medizin“ hinuntergeschluckt hatte, rief er plötzlich: „Um Gotteswillen, ich habe mich vergiffen. Sie haben alle ein starkes Brechmittel genommen.“ Nach wenigen Minuten stellte sich bei achtzig Patienten die unerwünschte Wirkung ein, und sie war doch nur eine Folge der Einbildung.

Humor.

Auch ein Dichter. Frau Kommerzienrat Reichmann: „Wer ist denn der junge Herr, der Dir jetzt so eifrig den Hof macht?“

Tochter: „Er ist ein Dichter.“

Mutter: „Na, ich danke! Du, die stolze, einzige Tochter eines hundertfachen Millionärs, willst Dich an einen armen Hungerkünstler von Dichter wegwerfen?“

Tochter: „O, er gehört nicht zu dieser Sorte von Dichtern. Er macht die Gedichte für die goldene Hundertzahn.“

Mutter: „Du bist doch meine einzige kluge Tochter. Lade ihn zum Mittagessen ein.“

Enfant terrible. Der kleine Hans: „Deine Haare sind ja gar nicht naß, lieber Onkel.“

Onkel: „Warum sollen denn meine Haare naß sein, Hanschen?“

Hanschen: „Papa sagt doch, Du könntest Dich nicht über Wasser halten.“

Eine abscheuliche Person. Frau Stolze: „Denken Sie sich nur, diese abscheuliche Person Fräulein Müller hat sich genau das gleiche Kleid machen lassen wie ich.“

Frau Bissig: „Das ist noch gar nichts. Sie will sogar den Zwillingenbruder meines Mannes, der diesem genau gleich sieht, heiraten.“

Ihre Krone. Sie stand vor dem Spiegel und machte ihre Nachtoilette. „Mein goldenes Haar“, sagte sie zu sich selbst, „ist meine Krone. Aber“, fuhr sie, einen Vers von Shakespeare zitierend, fort, „das Haupt ruht unbequem, das eine Krone trägt.“ Und so nahm sie die Krone vom Haupte und hing sie sorgfältig über eine Stuhllehne.

In der Gemäldeausstellung. Er: „Ich möchte wissen, was dieses Bild vorstellen soll. Der junge Mann und das Mädchen sehen sich so zärtlich an.“

Sie: „Versteht Du das denn nicht? Er hat ihr gerade einen Heiratsantrag gemacht und sie hat ihn angenommen.“

Er: „So! Das stimmt ja auch mit der Bezeichnung überein.“

Sie: „Ich sehe keine Bezeichnung darauf.“

Er: „Aber ja. Da unten hängt doch ein Zettel „Verkauft“.“

Eine geniale Erfindung. Ein Mann in London hat einen „Fliegenfänger für Kahlköpfe“ erfunden. Derselbe besteht aus einer enganliegenden Papiermütze, die an der Außenseite mit Fliegenklebmittel bestrichen ist. Sobald sich eine Fliege darauf setzt, ist sie gefangen. Das Schöne an der Erfindung beruht darauf, daß, sobald die Papiermütze dicht mit Fliegen besetzt ist, ihr Träger von weitem aussieht, als hätte er einen Wald des schönsten schwarzen Haars.